

Zeitschrift:	Berner Rundschau : Halbmonatsschrift für Dichtung, Theater, Musik und bildende Kunst in der Schweiz
Herausgeber:	Franz Otto Schmid
Band:	3 (1908-1909)
Heft:	17
Artikel:	Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe
Autor:	Zeller, G.
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-748022

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 12.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe.

Von G. Zeller.



uf der Münchener Ausstellung 1908 befand sich ein schmuckes Häuschen, das auf seinem Aushängeschild „Herrn Nudelmaiers Wohnungsideal“ oder ein ähnliches Stichwort trug. Ein Wohn- und Schlafzimmer, aus Bazarwaren und Abzahlungsgeschäftsramen zusammengestellt, Trompeter - von - Säckingen - Kunst, Stil „Behagliches Heim“ — das war der Inhalt dieser Ausstellung. Indiskreterweise hörte ich den Bemerkungen zu, die ein Ehepaar, das mit mir den Raum betreten hatte, tauschte. Sie begriffen nicht, zu welchem Zwecke dieses Einrichtungsarrangement getroffen sei. Die mangelnde „Besonderheit“ und die fehlende Extravaganz der Moderne schienen ihnen diese Einrichtung nicht zu einer Ausstellung würdig zu machen. Kopfschüttelnd zogen sie von dannen. Sie hatten vergessen, daß sie sich im Vergnügungspark befanden.

Alles, was modernem Empfinden unerträglich erscheint, war hier vereinigt. Dabei war diese Wohnungsausstattung absolut nicht übertrieben oder unwahr. Sie entsprach vollständig dem, was etwa der kleine Beamte oder Kaufmann mit Stolz und Selbstgefühl sein geschmackvoll eingerichtetes Heim zu nennen pflegt.

Vielleicht hat diese lustige Verspottung, diese wirkungsvolle Persiflage des Etagéren-Nippesgeschmacks die Anregung zu der Ausstellung gegeben, die Professor Gustav Pazaurek im lgl. Landesgewerbemuseum zu Stuttgart veranstaltet hat und die, so wenig umfangreich sie ist, weitreichendes Aufsehen erregt: „Geschmacksverirrungen im Kunstgewerbe“.

Künstlerische und kunstgewerbliche Ausstellungen sind unter wesentlich verschiedene Gesichtspunkte einzustellen. Die Kunstgewerbeausstellung ist — im Gegensatz zur Kunstausstellung — in erster Linie für den Fachmann bestimmt. Sie verfolgt einen bestimmten, ausgesprochen praktischen Zweck: Anregung zu geben, durch Vorbildlichkeit den Geschmack zu bilden, zu läutern — nationalökonomisch: das Geschmacksniveau der Nation möglichst zu heben, um im Konkurrenzkampf der Völker mit überlegenen Waffen kämpfen zu können. Frankreichs Prävalenz in der Mode besteht seit jenen Tagen, da die Parole „Einfuhr von Geschmack und Geschicklichkeit, Ausfuhr kunstveredelter Ware“ ausgegeben wurde und die Theorien des französischen Merkantilismus mit erbarmungsloser Rigorosität in Praxis umgesetzt wurden. Die der Welt zum Evangelium aufgezwungene Behauptung, Paris besitze allein

die Unfehlbarkeit in Modeangelegenheiten, ist für das französische Gewerbe eine unerschöpfliche Goldgrube geworden. Der Emanzipationskampf der übrigen Nationen (und besonders Deutschlands) gegen Frankreichs Vorherrschaft auf diesen Gebieten hat erst in den letzten Jahrzehnten eingesezt, und er hat manchen Erfolg gezeitigt.

Eines der Hauptmittel in diesem Kampfe ist die Veranstaltung von gewerblichen Ausstellungen, die Anlage von Museen geworden. Das erzieherische Moment bildete dabei von jeher das Wesentliche. Zu Anfang waren die gewerblichen Ausstellungen nichts weiter als Stapelplätze für die Erzeugnisse der verschiedenen Techniken, für die in Be- tracht fallenden Materiale und für die bislang verwendeten Dekore. Die Ausstellungen dieser Art waren von den Gewerbemessen nicht allzu weit entfernt. Als dann in das Kunstgewerbe des Historismus der historische Stil einzog, da änderte sich der Ausstellungsinhalt: man griff auf die Vergangenheit zurück und stellte die repräsentierenden Objekte der verschiedenen Stilepochen aus. Gotik, Renaissance, Barock, Rokoko und Empire — aus ihnen schöpfe das Kunstgewerbe seine Anregung. Unter Verzicht auf eigene Phantasiearbeit sah es seine Aufgabe nur noch in der möglichst intensiven Verwertung historischer Stilmotive. Bis zur sklavischen Nachahmung lag das Kunstgewerbe zeitweilig im Banne dieser Richtung.

Heute wird gegen diese Bestrebungen energisch Front gemacht. Freilich — ohne durchgängigen praktischen Erfolg. Die Biedermeierei ist noch heute nicht überwunden, und mit Freude und Dankbarkeit lässt sich das Publikum noch mit den kühnsten Plagiaten abspeisen.

Auch die Ausstellungen griffen zur heilbringenden Synthese. „Moderne“ und Historismus werden vereinigt. Beim Historismus wird die kulturgeschichtliche Note zur herrschenden. Man will nicht mehr anregen (will sagen zum Plagiat auffordern), man will auch hier Entwicklungsgeschichte geben. Anheben, Fortbildung und Abschluss einer Richtung aufzuweisen, wurde zur bestimmenden Absicht. Die moderne Abteilung vereinigt die Werke, die das Ringen um einen neuen Stil, das Suchen und Tasten nach neuen Ausdrucksformen dokumentieren. Was durch Originalität, durch sicherer Geschmack, was durch Kühnheit und Schlichtheit, was nach dem Urteil derer, die die Entwicklung mit offenen, verständigen Augen verfolgen, das Neue in anschaulichster Weise repräsentierte, das Beste — das bildet den Inhalt dieser zweiten Abteilung. Der Fachmann wie das Publikum tragen reichen Gewinn davon. Was auf diesen Gebieten geleistet wird, inwieweit sich die neue Richtung einer früheren anlehnt, über alle Fragen des Stils, über Zusammenhänge, Tendenzen erhält der Beschauer Auskunft.

Und doch leiden solche Ausstellungen an einer gewissen Einseitig-

keit. Sie können nicht die Begründung zu den Urteilen geben, die mit den ausgestellten Gegenständen ausgesprochen werden. Jeder muß sich selber die Motivierung suchen. Diese Einseitigkeit sucht die genannte Ausstellung „Geschmacksverirrungen“ zu beheben.

Der Gedanke ist ebenso fühn wie eigenartig, auch in künstlerischen Dingen durch Abschreckung wirken zu wollen, Ausstellungen des Unschönen, Verkehrten an Stelle des Schönen, Richtigen zu setzen. Es ist ohne Zweifel eine Zumutung, ganze Stunden zu opfern, um sich Dinge anzuschauen, die sich nur durch ihre künstlerische Verwerflichkeit auszeichnen.

Aber es sind nicht verlorene Stunden. Auch der, der sich in künstlerischen Fragen Sicherheit zutraut, mag sich veranlaßt fühlen, über die Berechtigung seiner Urteile nachzudenken.

Die Ausstellung zerfällt in drei Abteilungen, die sich aus den drei künstgewerblichen Verbrechensgruppen ergeben: Materialfehler, Konstruktionsfehler und Dekorfehler.

Was die Ausstellung so interessant macht, ist der Umstand, daß die ausgestellten Objekte dem Grenzgebiete von gutem und schlechtem Geschmack entnommen sind. Was sich von vornherein als geschmacklos darstellt, hat eine „Begründung“ der Geschmacklosigkeit nicht nötig. Alle jene Gegenstände aber, die uns Gedankenlosigkeit und Gewohnheit gar nicht mehr auf ihren ästhetischen Wert hin betrachten lassen, die aber in diesem oder jenem Punkte dem Geschmack aufs grösste widersprechen, sind hier in den anschaulichsten Typen vereinigt.

Das Kunstgewerbe verlangt Wahrheit, Wahrheit. Daz̄ diese Forderung mit solchem Nachdruck betont wird, hat seinen Grund in der leichten Täuschungsmöglichkeit, die dem Kunstgewerbe gegeben ist. Wertloses, alltägliches Material versteht hier edle, seltene Stoffe zu ersehen. Die Imitation feiert hier wahre Triumphhe. Freilich — so richtig theoretisch die Verwerfung der Imitationskunst ist, so schwer wird sich mitunter praktisch hier eine Änderung erzielen lassen. Begreiflicherweise. Ein Beispiel: ein Salatbesteck, das aus Celluloid gefertigt ist, während es den Anschein erweckt, aus Elfenbein gearbeitet zu sein. Das Salatbesteck ist deshalb geschmacklos. Man ist aber doch versucht, gegen diese Meinung Einwendungen zu erheben. Das Salatbesteck verlangt seinem Wesen nach ein Material, das die Säure nicht angreift und das ein geringes spezifisches Gewicht haben muß, um handlich zu sein. Celluloid besitzt diese Eigenschaften. Daz̄ es äußerlich dem Elfenbein, das allerdings früh und häufig zu solchen Geräten verarbeitet wurde, gleicht, ist doch eine Zufälligkeit, die nicht gegen die Verwendung des Celluloid sprechen darf. Nicht die Ähnlichkeit mit dem Elfenbein, seine Eignung zu Geräten dieser Art scheint mir der erste Grund gewesen zu sein, der

zu seiner Verarbeitung zu einem Salatbesteck führte. Daß sich mit der Brauchbarkeit des Materials noch ein Aussehen verbindet, das wir — vielleicht durch die Erinnerung an das Elfenbein als „schön“ empfinden — scheint mir ein Vorteil, nicht ein Nachteil zu sein. Das meiste, das unter „Materialfehler“ ausgestellt ist, hat allerdings solche Einwendungen nicht zu befürchten. Da sind „wunderliche Materialien“ (Kuriositäten) wie Bäume aus Menschenhaaren, Gegenstände aus Fischschuppen, dann die „Materialpimpeleien“, die in Arbeiten aus Briefmarken, Zigarrenbändchen bestehen. „Schlechte Kombinationen von nicht zusammengehörigen Materialien“ wie Seidenapplikation auf Leinen oder Ölfarben auf Metall oder Keramik. Materialübergiffe, die aus der Nachlässigkeit auf die Schwächen eines Materials oder aus Grenzverschiebungen zwischen den Materialien (Objekte, die im Geiste eines anderen Materials gearbeitet sind), sich ergeben. Besonders zu verwerfen sind jene groben Täuschungen der Materialsurrogate, die sich einer so weit verbreiteten Beliebtheit erfreuen: „Holz, das kein Holz ist, sondern etwa Stuckmasse oder Papiermaché; Keramik, die emailliertes Eisenblech; Leder, das Leinwand ist“.

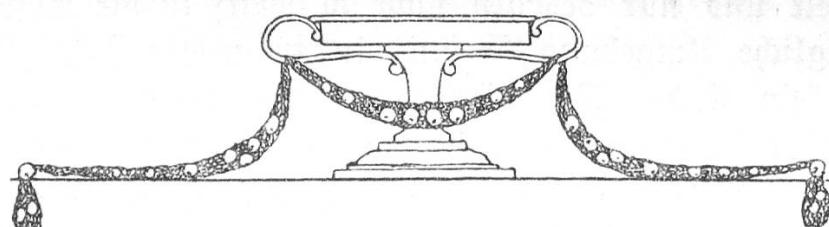
Viel Geist verrät die Zusammenstellung der zweiten Abteilung: Konstruktionsfehler. Das Auge hat sich an die Geschmacksverirrungen dieser Art am meisten gewöhnt. Aus der Sucht originell zu wirken, sind hier die sinnwidrigsten Arbeiten entstanden, deren ungeheure Geschmaclosigkeit uns nur deshalb nicht so scharf in die Augen springt, weil die tägliche Umgebung sie uns in zu großer Zahl zeigt. Man findet hier kein Ende. Der häufigste Fehler besteht in der Unzweckmäßigkeit. Das Kunstgewerbe hat es ja vor allem mit der Nützlichkeit zu tun. „Das Nützliche ist schön“. Gleichwohl ist es üblich geworden, Gegenstände zu konstruieren, die um ihrer äußerer Form, der „Kunst“ willen, ihrer Bestimmung gar nicht oder nur sehr mangelhaft zugeführt werden können. Zu hoch liegende Schwerpunkte, schlechte Proportionen, unsinnige Disgruenz zwischen Form und Gebrauchsziel und der Kitsch. Besonders amüsant ist hier die Serie des Hurra- und Aktualitätskitsches, den die Zeppelinbegeisterung und ihre Ausnützung zu allen möglichen Zwecken im Gefolge hatte.

Die Dekorfehler äußern sich in der Schmuckform und in der Farbe. Ein paar Schlagworte, die dieser Abteilung beigegeben sind, charakterisieren den Geist, in dem Kritik geübt wurde, vorzüglich: Dekorbrutalitäten, gesuchte Primitivitäten, affektiertes Abc-Schützentum, ungeschlachtes Hausknechtwesen, übertriebener Puritanismus. Die Anschauung kann hier allein einen Begriff geben. Namentlich wo es sich um Beispiele der Sünden wider den heiligen Geist der Farbenstimmungen handelt. Hier kann man freilich wieder sehr verschiedener

Meinung sein. Denn es sind oft nur Nuancen, die über das Prädikat geschmackvoll oder geschmacklos entscheiden, und da ist das individuelle Empfinden natürlich von größter Bedeutung.

„Absolute, zwingende Geltung — wie in ethischen Fragen — gibt es in ästhetischen Dingen, also auch im Kunstgewerbe nicht“, steht im Katalog zu dieser Ausstellung zu lesen. Der Satz zeigt den freien Geist, in dem das Material zusammengetragen wurde. Und er zeigt auch, daß hier noch nichts von jener Gefahr zu befürchten ist, die in einem solchen Vorgehen liegt. Nirgends ist der Autoritätsglauben so groß und die Überzeugungsverleugnung so eifrig wie in künstlerischen Fragen. Wenn durch Ausstellungen eine kunstgewerbliche Richtung als geschmacklos Jahre hindurch verdammt wird, so ist ihr damit die Möglichkeit sich durchzusetzen fast vollständig genommen. In einem tausenden, ungeschickten Versuch liegt aber oft (nur dem schärfsten Auge sichtbar) künstliche Größe. Daß diese künstliche Größe von den Leuten hinter dem grünen Tisch nie übersehen werde, ist wohl ein frommer Wunsch, doch keine Gewißheit. Dem Publikum, das notgedrungen bei mangelnder eigener Bildung den Sachverständigen glauben muß, wird eine Meinung aufgestellt, die vielleicht völlig falsch ist und die fast durch keinen Umstand paralysiert werden kann.

Gleichwohl — diese Ausstellungen des „Geschmacklosen“ sind zu begrüßen. Denn sie öffnen die Augen, lehren sehen.



Aus schweizerischer Dichtung.

Drei Jahre in Südamerika*.

Von F. Haller-Bion.

Vorbemerkung.

Den Verfasser dieses interessanten Buches hat in jungen Jahren die Abenteuerlust aus guten Verhältnissen heraus nach Südamerika getrieben. Unter den mannigfachsten Entbehrungen und Schicksalen mußte er sich dort als Brückenbauarbeiter, Taglöhner, Schriftseizer und zuletzt als Gauchó durchschlagen. Er lernte nur zu bald erkennen,

* Kommissionsverlag von A. Francke, Bern.